

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 28 (1924-1925)  
**Heft:** 9

**Artikel:** Die musikalische Mastkur der Neuzeit  
**Autor:** Oswald, Jos.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-664774>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 14.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

von Osten her uns entgegen, während nach Westen hin die fast senkrechten, nackten Felswände des Bauterbrunnen-Tales sichtbar werden. Und auf beiden Seiten und auch im Norden die große Menge von Bergen mit ihren plastischen Gestalten und scharfen Konturen. Welch wunderbarer Gegensatz aber zwischen diesen bewaldeten, oberhalb der Baumgrenze (1800 m) grasbewachsenen oder felsgrauen Bergen zu den schnee- und eisbedeckten Riesen Eiger, Mönch und Jungfrau; der Eiger mit seiner steilen, unzugänglichen Nordwand, auf breiter Basis beginnend, aber nach oben zuge-

spitzt wie eine Pyramide, keck zum Himmel ragend; der Mönch, breiten, runden Hauptes, schwerfällig ans Eiger- und Jungfraujoch gelehnt, und die Jungfrau mit ihrem Pagenpaar, den Silberhörnern, in schimmernder, reiner, weißer Pracht und über all dem der klarblaue Himmel!" Mit wärmster Hingabe hat Konrad Falke in seinem Prachtwerk „Im Banne der Jungfrau“ (Zürich, Rascher & Co.) die Schönheiten des Jungfraugebietes verherrlicht. Fürwahr eine Fahrt auf die Jungfrau ist ein Erlebnis von unauslöschlichen Eindrücken.

### In meiner Liebe bleibst du immer jung.

In meiner Liebe bleibst du immer jung,  
Ob auch die Zeit verrinnt, die Jahre fliehn,  
Dein Haar ergraut und Runen deine Stirn durchziehn.  
In deiner Stimme wird ein Klang stets wehn,  
In dem versunkne Tage auferstehn.  
In deinen Augen wird ein Glanz stets sein  
Von Jugend und von Lenz und Blütenchein,  
Und stets beim Halten deiner lieben Hand  
Wird mich durchblühn, was ich zuerst empfand  
An Gläubigkeit und Glück und Hingebung:  
In meiner Liebe bleibst du immer jung.

Johanna Siebel.

### Die musikalische Masskur der Neuzeit.

Von Jos. Oswald.

#### Die musikalische Masskur der Neuzeit.

Nur von einem Reichtum an musikalischen Genüssen zu reden, geht nicht mehr bei der Unmenge des Gebotenen daheim in der Großstadt oder draußen in den bevorzugten Bädern und Sommerfrischen. Es muß nachgerade von einer Überfüllterung mit Musik, von einer musikalischen Masskur der Kulturmenschheit gesprochen werden.

Allerdings hat die Tonkunst, solange Kunstreiche sich zu entsinnen vermögen, zu den gesegnetsten Erscheinungen gehört und z. B. die Natur bei weitem an Freigebigkeit übertrffen. Wenigstens bei uns zulande. Sonnenschein, Himmelsbläue, milde, balsamische Luft mußten oft schmerzlich entbehrt werden, selbst in der schönen Jahreszeit, wo sie doch eigentlich an der Tagesordnung sind. Die Musik dagegen war die allzeit bereite Gefährtin des besseren Bürgers, über den sie in den verschiedensten Lebenslagen und bei allen möglichen Anlässen das Füllhorn ihrer Gnade ausgoß.

Doch haben ihre Darbietungen neuerdings, wie gesagt, eine Steigerung erfahren. Gilt das schon für ihren vornehmsten Wirkungskreis, für die erlebten Ohrenschmäuse, die sie Kännern und die sich dafür halten, in Konzertsälen und Theatern bereitet, so trifft das erst recht bei den qualitativ bescheideneren, quantitativ meist sehr reichlichen Musikgaben zur Befriedigung anspruchsloserer Stunden und Seelen zu.

Früher waren dazu hauptsächlich drei Gelegenheiten vorhanden, die natürlich auch heute noch rechtlich benutzt werden. Einmal im freundlichen Schirm der Penaten, wobei die Musik nicht nur unser eigenes häusliches Dasein nach Kräften zu verschönern trachtet, sondern nicht minder erfreulich unsere seelischen Beziehungen zur Nachbarschaft in jeder Ausdehnung des Raumes bestimmt.

Sodann in der Freiheit der sommerlichen Natur, dieser unendlich reizvollen Urmusik, womit schon längst so erfolgreich gewetteifert wird, daß liebliche Promenaden, friedliche Kur- und Kaffee-

gärten kaum noch zu denken sind ohne die in melodischen Gewittern sich entladende Spannung des Kalbfelles und ohne das Gefäusel oder Geschmetter des beselten Blechs, ebenso wie der Musikanter wenigstens einer stets zur Stelle ist, wo immer die Landschaft romantische Schönheiten zarter oder wilder Art entfaltet, jedenfalls um nach dem Geseze des ästhetischen Kontrastes darauf hinzuweisen.

Endlich in den magischen Tabakswolkenfchleien der Bierstuben, wenn die kostliche Zeit des Bocks gekommen oder sonst ein Festlein die musikalische Erheiterung der Gemüter zur Kräftigung der Trinflust angezeigt erscheinen läßt. Haben einstmals Studenten den edlen Brauch überall ins Philisterium verpflanzt, oder gehört er zu den autochthonischen Erscheinungen in den verschiedensten sozialen Kreisen? Einerlei. Seit vielen Jahren steht er in Blüte, und mancher in Ärger und Verdruß brummig gewordene Bäz ergeht sich harmonisch im Chor, sobald eins seiner Lieblingslieder die Fiedelbogen streichen.

Allein, da solche gambrinische Kunst gewöhnlich im Dunstkreise des Volkstümlichen blieb, erschien sie zu plebeijisch den oberen Schichten der Gesellschaft, namentlich ihren weiblichen Mitgliedern, so daß diese im wesentlichen mit ihren Volk- und Instrumentalkonzerten, Opern und Kammermusiken, Matineen und Soireen vorlieb nehmen mußten, um sich im übrigen daheim am Flügel schadlos zu halten.

Inzwischen ist der fatalen Beschränkung glänzend abgeholfen worden. Ein Gegensatz zu jener robusten Bierhausmusik hat sich in der Hausmusik eleganter Hotels, Restaurants und Cafés gebildet, deren Konzerte mit ihrem vorherrschenden Saitenspiel der feinen Lebensart der lauschenden Damen und Herren stilvoll entsprechen. Weit entfernt, bloß Festgaben zu sein, gehören sie gleichsam zum täglichen Brot, heinahe könnte man sagen, zum ständlichen. Kann man sie doch in allen durch materielle Genüsse bezeichneten Hauptmomenten des Tages haben: Vor Tisch, wenn die Hand etwa zu einem Glase Vermouth di Torino greift, bei den Weitläufigkeiten der Mittags- und Abendmahlzeit, besonders auch nach Tisch beim five o'clock tea und in vorgereckter Nachtstunde, da der Götterdämmerung Zigeunerweisen einer Magnatenkapelle folgen mögen, ob aus Verehrung für den großen Wagnerfreund Liszt, der, wie man weiß, auch ein großer Freund seiner heimatlichen Puftaßlänge gewesen? — bleibe dahingestellt.

Die Folge ist, daß allenfalls in der Welt der Wirtschaften ein unerhörter Konzerteifer sich regt, daß in die Alltäglichkeit jedes beliebigen Ausschankes ein klangerfüller Kirmesgeist zieht, indes sich mehr und mehr in den mythischen Nebel der Vergangenheit die Lokale verlieren, in denen man nicht bloß in den Pausen sein eigenes Wort verstand. Solche zu finden, wo sich ohne Musikbegleitung kannegießen oder Skat spielen ließ, war vor mehreren Jahren noch verhältnismäßig leicht. Erblickte man an der Pforte einen Mann mit einem Teller und einem Bündel Papiere, so war man gewarnt. Jetzt dagegen wird man von Musik sozusagen meuchlings überfallen. Ahnunglos in eine Zeitung oder in ein Gespräch vertieft, erhebt sie plötzlich hinter unserem Rücken ihre Stimme — kurzum man erhält ein Gratiskonzert dank der Preissteigerung der Lebensmittel, der mancher Wirt so prächtig Rechnung zu tragen weiß, daß es ihm auf eine musikalische Beigabe nicht ankommt. So wird das Leben von Tag zu Tag angenehmer.

Aber nicht nur der Nähe der Musik können wir uns nach Herzenslust erfreuen, Gramophone und dergleichen vermitteln überdies ihre Fernwirkung, und wer die Sterne der Gesangswelt bewundern will, ohne sich in bedeutende Unkosten und in große Toilette zu stürzen, hat ebenfalls hinlänglich Gelegenheit dazu.

Wie erklärt sich nun die Hochflut aus den gedankenfernen Reichen musikalischer Empfindung und Erfindung, da sie doch einmal Tatsache ist?

Dass das Zeitalter der genialen Komponisten kräftig fortwirkt und die Macht der Produktion gleichsam die Gesamtoberfläche der musikalischen Empfänglichkeit noch in starker Bewegung hält, ist wohl die allgemeinste Ursache, gewissermaßen der ideale Hintergrund der Erscheinung, wovon sie mit ihren vielfachen Besonderheiten sich ablöst.

Bekanntlich hat die Genie-Aera eine spezifisch musikalische Kultur erzeugt. Nicht wenige Reiche an Geist oder doch an Habe leben ein Dasein, das einem Höhenzuge in der Johannissnacht gleicht: Auf allen feinen Gipfeln und Gipfelchen lodern Feuer der Musik, die großenteils Richard Wagner entzündet hat. Sollte hierin kein Extrem zu sehen sein, so ist man doch nicht weit davon entfernt. Wie es eine Romantik gab, die vom Leben forderte, daß es Poesie werde, so liegt für solchen Musikenthusiasmus etwas Ähnliches nahe. Schon das Übermaß an tonkünstlerischen Darbietungen, das z. B. aus der Tafelmusik etwas Gewöhnliches macht, zeigt die Richtung

an. Könnte es verwundern, wenn eines schönen Tages die Herrschaften beim Fünfährtee plötzlich sich anschickten, den diskreten Klängen des Streichorchesters ihre Theater- und Literaturgespräche rezitativisch anzupassen, ihrem Flirt eine Arienform zu geben, mit einem Worte: ihr kunstseliges Dasein förmlich in ein Musikdrama zu verwandeln?

Immerhin bezieht sich das nur auf eine dünne Oberschicht. Das Leben im großen und ganzen weiß nichts von einer Herrschaft des Klanges, es ist vielmehr mitleidlos der Brutalität der Geräusche ausgeliefert. Und was für Geräusche! Reden wir nicht von dem Heidenlärm der Industrie, denken wir nur an die Verkehrscentren, die ein wahres Konzert von Misstönen durchflingt, darin das Automobil die obligate Stimme hat. Das Ohr sehnt sich nach einem Benedig, allein so weit der Großstadtpflaster reicht, will keines winken. Da empfindet denn das Nervensystem des Durchschnittes es schon als Wohltat, wenn ein Raum es umfängt, wo ein Strom rhythmischer Klänge das rohe Geräusch verschlingt. Welches Behagen da die Musik schafft, lässt sich aus den fröhlichen Reflexbewegungen ermessen, die man da und dort beobachtet: Dieses entzückte Getrommel der Finger nach dem Takte, diese verständnisvolle Begleitung der Melodie durch Wiegen des Hauptes oder Wippen des Fußes.

Die Musik ist aber auch eine Sprache und zwar die am leichtesten fassliche der Welt. Sehr begreiflich daher, daß sie an Kurorten, wo so oft Söhne und Töchter fremder Nationen verständnislos einander gegenüberstehen, mit einem fast wahnsinnigen Eifer getrieben wird. Indessen wäre dieser Stern noch ein leidlich gemütlicher Aufenthalt, sofern der Mangel an gegenseitigem Verständnis lediglich durch verschiedene gestrichene Grenzpfähle hervorgebracht würde. Leider gibt es selbst im Schoße eines einzigen Volkes von Brüdern zahlreiche Uneinigkeiten. Ganz abgesehen von den unvermeidlichen Privatzwisten —

welche scharfen Parteien, getrennten Weltanschauungen, grimmigen Geisteskämpfe, wovon die Presse das Bild einer täglich sich erneuernden, stets mit gleicher Leidenschaft geführten Schlacht gibt!

Man muß es als eine besondere Kunst des Schicksals preisen, daß gerade das Land des Doktorstreites und der Querelle d'Allemant das bevorzugte Land der Musik ist, daß hier ihr wogenstillendes Öl in Mühlen jeder Größe und Art gepreßt wird, so daß Menschen vom feinsten wie vom trivialsten Geschmack damit die stürmische Kämpferseele zu sänftigen vermögen.

Dabei darf man den sanitären Gesichtspunkt nicht außer acht lassen. Die Politik verdirbt den Charakter, sagt man. Vor allem ruiniert sie die Nerven. Nicht umsonst nehmen liebende Gattinnen ihren Gatten bei Tisch die Zeitung aus der Hand. Wie könnte eine noch so sorgfältig zubereitete Mahlzeit anschlagen, wenn der Parteihader die Nerven erregt! In den Wirtshäusern fehlen liebende Gattinnen unglücklicherweise nur zu oft, während rings an den Wänden ein Sammelsurium von Blättern verführerisch lockt. Den aus ihren Spalten drohenden Geist der Dissonanz mit der Harmonie der Instrumente zu besiegen, zeugt entschieden für den humanen Sinn der Wirte, der allerdings, um der Wahrheit die Ehre zu geben, von altersher ihr Vorzug war.

Vergessen wir schließlich nicht, daß die Musik zu den Vergnüglichkeiten gehört. Gewiß hat sie ihren Ernst, ihre Region, wo sie ganz Würde und Höhe ist, wo sie in Oratorien, Symphonien und ähnlich strengen Formen spricht, die manche auch nicht mögen, weil sie ihnen zu wenig Vergnügen bereiten. Im übrigen jedoch gewährt dieses die Musik in einem Maße, daß es ohne sie kaum zu denken ist. Sollte gerade diese Beziehung der Musik zur Erklärung ihres heutigen Überflusses von entscheidender Bedeutung sein?

## Gib heut' —!

Ich bitte Dich, ich biss' Dich inniglich,  
O, gib mir, gib mir heuf' — — —  
Die Blumen, lieb und zart,  
Die lieb und zärtlich, — traurig doch, —  
Gewiß dereinst — auf mein enseltestes — Ich  
Du niederlegen willst!

Gib, gib sie heuf', — — — gleich — hier, —  
Wo ich noch lebensfroh —  
Mit Leib — und Seele — bei Dir bin!  
O, zög're, warle nicht, — bis diese Hand —  
erstarrt —  
Sich Deinem zarten Gruß —  
Nicht — mehr entgegenstreckt!